

Die Kinder nicht fernhalten

Auf jeder Etage gelangt man von den Krankenzimmern aus in „Familienräume“, wo die Angehörigen sich ausruhen können, wenn der Kranke schläft oder medizinisch versorgt wird. Eine kleine Küche, Sessel, grüne Pflanzen und Zeitschriften laden zur Entspannung ein. Und es gibt auch einen Platz für die Kinder, mit einem Tisch, Stühlen, Leseheftchen und Buntstiften. Denn im Hospiz sind auch Kinder zugelassen. Sie sind sogar willkommen, denn ihre Anwesenheit erlaubt es den Kranken, die am Ende ihres Weges angekommen sind, aus dem Leben, das von Generation zu Generation weitergegeben wird, die nötige Kraft zu schöpfen.

Zwei sieben- oder achtjährige Kinder kamen jeden Tag nach Schulschluß. Sie pendelten ständig zwischen dem Zimmer ihrer Großmutter und dem Tisch hin und her, an dem sie mit Hingabe malten. Dann liefen sie wieder ins Zimmer, um nachzusehen, ob ihre Großmutter noch schlief oder sie sehen wollte ... und von Tag zu Tag tapezierten sie die Wände des Zimmers mit immer

mehr von diesen kindlichen Bildern; darauf waren sie selbst und die Oma zu sehen, von der sie wußten, daß sie sie bald verlassen würde; sie stellten sich ihr zukünftiges Haus vor und malten alle Arten von Brücken von ihnen zu ihr; sie erlebten ihren Tod ohne Angst, obwohl die Erwachsenen keinen Hehl aus ihrer Trauer machten, und den Kindern wurde auf natürliche Weise bewußt, daß das Leben ein Ende hat.

Vermutlich gehen kleine Kinder in ihrem Unterbewußtsein ganz selbstverständlich davon aus, daß das Leben auch vor ihnen schon dagewesen ist, und sie haben eine außergewöhnliche Fähigkeit sich vorzustellen, daß das Leben plötzlich aufhören oder völlig anders weitergehen kann. Die kleine Louise hatte gerade ihren Großvater verloren, an dem sie sehr gehangen hatte. Das war Anfang Februar. Einige Wochen später machten ihre Eltern ihr ein Geschenk, das sie sorgfältig auf einem Schrank abstellte. Überrascht sagten die Eltern zu ihr:

– Das ist für dich, du kannst es gleich aufmachen!

Und Louise antwortete:

– Ich warte bis Ostern. Wenn Opa auferstanden ist, können wir es zusammen auspacken ...

Als Louises Eltern mir diese Anekdote erzählten, fügten sie hinzu: „Wir fragen uns, woher sie das hatte!“

Also waren nicht sie es, die diesem Kind die Wirklichkeit des Todes und die Hoffnung der Auferstehung nähergebracht hatten!

Eines Tages hielt ich die Exequien für einen Freund, der brutal aus dem Leben gerissen worden war. Die Emotionen waren groß, die Trauergäste zahlreich.

Während der Beileidsbezeigungen, die über eine Dreiviertelstunde dauerten, spielten die beiden Enkel des Verstorbenen in der Kirche Verstecken. Sie versteckten sich sogar unter dem Sarg und tollten unbefangen um ihn herum. Am selben Morgen war der größere ins Eßzimmer gekommen, wo der Sarg seines Großvaters stand; er hatte auf den verschlossenen Deckel geklopft wie an eine Tür und gerufen: „Großvater, wir müssen gehen!“

Auf dem Friedhof hörten beide Kinder aufmerksam zu und hielten die Hand ihres Vaters oder ihrer Mutter; als ihnen langweilig wurde, sahen sie in die Grube hinein, in die man ihren Großvater hinablassen würde, und bei alledem zeigten sie keine erkennbare Gemütsregung. Gespannt beobachteten sie, wie der Sarg in die Erde gesenkt wurde, doch als man ihnen sagte, es sei Zeit, nach Hause zu gehen, wurde ihnen die Trennung mit einem Mal in aller Brutalität bewußt, und sie brachen in Tränen aus. Danach gingen sie ein ganzes Jahr lang jeden Tag nach der Schule über den Friedhof, um ihren Großvater zu besuchen, den sie nicht alleine lassen wollten!

Ein älterer Mann war eingeliefert worden. Er wußte, daß er bald sterben würde. Seine Frau und seine Tochter besuchten ihn sehr oft, aber die beiden Enkelinnen – die eine zehn, die andere dreizehn Jahre alt – wurden mit Bedacht ferngehalten, weil die Mutter fürchtete, daß es für sie ein Schock sein könnte, ihren Großvater so schwach zu sehen ... Dann starb der Mann, und seine Frau bat darum, daß die Angehörigen dabei sein und beten könnten, wenn der Sarg geschlossen würde. Ich

fragte nach den Enkelinnen, weil ich schon fürchtete, daß man sie auch zu dieser Andacht nicht mitnehmen würde ... Ich sagte, man solle sie selbst fragen und ihre Entscheidung respektieren. Wie ich bereits vermutet hatte, wollten sie dabeisein. Als sie den Raum betraten, der für das Gebet vorbereitet worden war, machten ihre Mutter und ihre Großmutter einen letzten Versuch, sie zurückzuhalten, doch die beiden Mädchen ließen sich nicht beirren und blieben im Raum; sie nahmen die Gebete mit allen Sinnen auf; die kleinere ging ganz nah an den Sarg heran, als wollte sie ihren Großvater berühren und küssen; dann legte sie ein Bild in den Sarg, das sie für diesen Anlaß gemalt hatte. Ich begleitete sie bei dieser Entdeckung, zu der die anderen Erwachsenen nicht in der Lage waren ... Das größere der beiden Mädchen hielt sich mehr im Hintergrund, doch nach einigen Augenblicken faßte sie sich ein Herz und stellte mir ganz direkt jene Fragen, auf die sie in ihrem Umfeld keine Antwort gefunden hatte.

Da die eigentliche Beerdigung in der Provinz stattfand, bat man mich, in meiner Pfarrkirche eine Messe für die Pariser Freunde zu feiern; mir fiel auf, wie unbeschwert die beiden Enkelinnen die Lesungen vorlasen, wie richtig und einfach die Fürbitten waren, die sie vorbereitet hatten. Sie hatten Antworten auf ihre Fragen gefunden, und deshalb erlebten sie die Trennung weniger bestürzt und natürlicher als die Erwachsenen ...

Wenn ein Kind einen Angehörigen und insbesondere einen Elternteil verliert, hat es ein Recht auf die Wahrheit. Es ist direkt betroffen, und wenn es bemerkt, daß die Erwachsenen ihm etwas verheimlichen, dann ver-

liert seine Vorstellungskraft sich außerhalb der Grenzen einer ohnehin schon schwer zu akzeptierenden Wirklichkeit; es weiß nicht mehr, wem es vertrauen kann, und sein Kummer wird noch verstärkt durch eine beklemmende Einsamkeit, der es nicht zu entrinnen vermag ...

Die kleine Marguerite war ungefähr zehn Jahre alt; ihr Vater war ins Palliativzentrum eingeliefert worden, und mittwochs kam sie, um den ganzen Tag bei ihm zu sein; an diesem Tag setzten alle – der Kranke, seine Frau und die Angehörigen – eine heitere Miene auf, um das Kind nicht zu traumatisieren. Eines Tages sitzt sie in der „Familienecke“; das Bildermalen wird ihr langweilig, und sie sieht Alice vom Seelsorgeteam vorbeikommen, die gerade ihren Vater besucht hat. Sie bittet sie, mit ihr in den Garten zu gehen. Der Vater gibt seine Erlaubnis, und die beiden gehen Hand in Hand hinaus. Kaum sind sie durch die Tür, sagt Marguerite zu Alice:

– Hier lügen mich alle an!

Alice schweigt. Marguerite spricht weiter:

– Ist das hier jetzt ein Krankenhaus oder nicht?

Alice antwortet nicht, sondern gibt die Frage zurück:

– Warum fragst du?

– Man sagt mir, das wäre kein Krankenhaus, aber es gibt hier Zimmer mit Betten, in denen Kranke liegen, und überall sind Schläuche, wie in einem Krankenhaus!

Alice versucht ihr zu erklären, daß die Menschen, die hierherkommen, viel Ruhe brauchen ... und Marguerite setzt hinzu:

– Mein Vater wird sterben, nicht wahr?

Als Alice nicht direkt antworten will, sagt Marguerite noch einmal:

– Ich weiß, daß er sterben wird ...

Zurück auf der Station geht Alice zu Marguerites Eltern und fordert sie auf, ihr die Wahrheit zu sagen.

– Sie braucht das; und sie kann es ertragen!

Danach treffen Marguerite und Alice sich jeden Mittwoch, mal im Garten, mal im Büro des Seelsorgeteams, wo Marguerite ab jetzt ihre Bilder malt – ein Vorwand, um all jene Fragen zu stellen, die der bevorstehende Tod ihres Vaters ihrer kindlichen Intelligenz eingibt, und um Teile von Antworten zu finden, die ihr zu gegebener Zeit helfen werden, die schmerzliche Wahrheit der Trennung besser zu ertragen.

